

Gerd Koenen

Das ungeheime Deutschland

Zu Thomas Wagner: Die Angstmacher. 1968 und die Neuen Rechten. Berlin 2018

Thomas Wagners Buchtitel „Die Angstmacher“ klingt ein bisschen nach Pfeifen im Walde. Er signalisiert: Man braucht sich nicht ins Bockshorn jagen zu lassen, sie bellen nur, sie beißen nicht. Diese neuen Rechten ewig als „Nazis“ zu verteufeln und ihnen dann die eigene gute Gesinnung wie eine Knoblauchzehe entgegenzuhalten, hilft nicht, schlimmer noch: die mögen inzwischen auch Knoblauch. Und nichts boostet sie mehr als der „Kampf gegen Rechts“. Kurzum, man wird sich, wie die Dinge nun mal politisch liegen, die Mühe machen müssen, „sich ernsthaft mit ihren Argumenten zu befassen“ (S. 298) – so das Fazit des Autors nach seinen Gesprächen mit einigen Protagonisten dieser gar nicht mehr so neuen Rechten.

Das Buch ist für seine Unvoreingenommenheit gelobt worden, und dem kann man sich durchaus anschließen. Wer nicht Zeit und Lust hat, das ausgedehnte Schrifttum aus dieser Ecke zu lesen, bekommt einen Eindruck, wie sie in etwa ticken und argumentieren – nämlich reichlich inkonsistent. Dass ein zur Chiffre verkommenes „1968“ ihnen derart als Fixpunkt dient, gerade indem sie ihm „den Krieg erklären“, und dass sie sich nun schon ein gutes Jahrzehnt lang, zuletzt in Gestalt der „Identitären“, als ein „1968 von rechts“ zu stilisieren suchen, hat auch ein wenig komische Seiten. So wirken ihre Versuche, die Provokationsstrategien der verblichenen „Subversiven Aktion“ von Anno 1964 noch einmal neu zu beleben, eher museal, verglichen mit den ausgebufften Protestformen von heute, sagen wir eines „Women’s March“ in Washington mit seinen hunderttausend rosa Pussy-Caps. Und nirgends scheinen die Theorien eines Antonio Gramsci, der in seiner faschistischen Gefängniszelle vor bald hundert Jahren von einer künftigen „kulturellen Hegemonie“ der Linken träumte, mit solch heiligem Ernst studiert zu werden wie bei diesen Neurechten – während sie sich gleichzeitig im „faschistischen Stil“ als Ausdruck einer großartig pessimistischen, ästhetisch-heroischen Haltung zur verkommenen Welt üben.

Man hört den Interviewten zu, von Götz Kubitschek (Antaios) bis Ellen Kositzka (Sezession), von Martin Sellner (Identitäre) bis Frank Böckelmann (Tumult) und glaubt von Fall zu Fall etwas verstanden, sogar ganz einleuchtend gefunden zu haben – aber dann liest man weiter und alles ist irgendwie durchs Sieb gelaufen. Scheinbar klar klingt die Positionsbestimmung, die der französische Vordenker Alain de Benoist – der Gründer einer „Nouvelle Droite“ nach 1968 – vorgegeben hat: „Mein Hauptgegner war immer der Kapitalismus in ökonomischer Hinsicht, der Liberalismus in philosophischer und das Bürgertum in soziologischer Hinsicht.“ (Vgl. S. 65). Auf dieser Linie soll es gegen die neoliberale Globalisierung, den multikulturellen Hedonismus und den sozialdemokratischen Verrat an der Arbeiterschaft gehen. Aber dann rühmt Kubitschek sich als den Vorahner des großen Durchbruchs, den 2012 Thilo Sarrazins Bestseller „Deutschland schafft sich ab“ für die Rechte bedeutet habe, und gibt die Losung aus, „Sarrazin zu schärfen“. (S. 161 f.) Dass dieser Bundesbanker und Mitautor von Hartz IV ein neoliberaler Technokrat und Sozialdarwinist reinsten Wassers ist, fällt offenbar nicht

weiter ins Gewicht angesichts seiner Tiraden gegen orientalische Gemüsehändler oder Sozialhilfeempfänger, die „nur neue kleine Kopftuchmädchen“ produzieren und zur „Entleerung der unteren Schichten von intellektuellem Potential“ beitragen. (Deutschland schafft sich ab. Wie wir unser Land aufs Spiel setzen, München 2010, S. 91 ff., 227)

Stilbildend für die neue Rechte war und ist auch Sarrazins Lamento auf allen großen Medienbühnen der Republik, dass der linksliberale Terror der „political correctness“ ihn wie alle, die mit „Volkes“ wahrer Stimme sprechen, nicht zu Wort kommen lasse. So albern diese Klage ist, so ernst ist das Thema selbst: der Krückstock einer „korrekten“ Sprache, die unsprechbar wird, und einer „korrekten“ guten Gesinnung, die alle Ambivalenzen der menschlichen Gefühle und Gedanken ausradieren möchte. Wagner lässt am Ende seines Buches einige kluge Theaterleute und Publizisten wie Bernd Stegemann darüber sinnieren, wie harte soziale Eigentums- oder Gerechtigkeitsfragen sich immer mehr in weiche, identitätspolitische Fragen aufgelöst haben, die eher als Wege zur Selbstverwirklichung und zum Wohlfühlen im Kreis der Gleichgesinnten dienen als dazu, sich den gesellschaftlichen Realitäten und Konflikten zu stellen; wie im Namen der „offenen Gesellschaft“ sich eine Art Bunkermentalität breitmacht, die im Grunde von einer tiefen eigenen Verunsicherung zeugt; und wie gerade eine gutmeinende Kulturintelligenz sich dabei in einen elitären Jargon flüchtet, der die „höfische Sprache unserer Zeit“ zu werden drohe. (Vgl. S. 277-296; Zitat S. 295)

Das macht es den Protagonisten der Neuen Rechten umso leichter, sich als die zugleich Verfolgten und Diskussionswilligen zu präsentieren. „Redet mit uns, redet mit der AfD und lernt unsere Konzepte kennen. Das ist erstens der Weg zur Entzauberung und zweitens der Weg zum Kompromiss.“ So Kubitschek. Der nette Herr Sellner (immerhin ein ehemaliger Neonazi, wie er selbst lächelnd konzediert) beteuert, man kämpfe ja nicht gegen einen militärischen Gegner, sondern nur gegen „eine Ideologie, deren Träger ... Landsleute seien“, die es zu überzeugen, nicht zu besiegen gelte. (S. 211) Und dabei sei die „Enthemmung der Sprache ... für uns nichts Schönes“, so wieder Kubitschek; womit er freilich nur meint, dass Schnellroda als ein Ort für Holocaustleugner hingestellt werde (was es nicht ist) und dass von ihm verwendete Begriffe wie die von einem „Vorbürgerkrieg“, die doch nur „eine Art Markenlogo“ seien (so Kositzka), immer gleich „bierernst“ genommen und vom bürgerlichen Publikum mit Panik beantwortet würden. In Wirklichkeit, so wieder Kubitschek, „reden (wir) ja nur, sind Metapolitiker“, für die Politik „auch eine Kunstform“ sei, ein Versuch, „Dinge so anzumalen, dass sie interessant werden“. (S. 263-65)

Na ja. Wagner versäumt es, hier die nötigen harten Fragen zu stellen. Wenn die Verschwörungstheorie der Identitären vom „großen Austausch“, der von wem auch immer – dem kosmopolitischen Finanzjuden George Soros, sagt Victor Orban – planvoll vorangetrieben und einem großen Plan der „Umvolkung“ (Muslime gegen Europäer) gehorche, auch nur ansatzweise wahr wäre: dann wäre man doch wohl in einem sehr realen Bürgerkrieg. Und wenn dieses, mittels massenkulturellem und religiösem Identitätsverlust der Abendländer, der Geburtenwaffe der orientalischen Immigranten, dem täglichen Terror muslimischer Nafris gegen deutsche Mädchen („unsere Lisas“) sowie dem Drogenhandel des „afrikanischen Ausbreitungstypus“ (Bernd Höcke auf Schnellroda) vorangetriebene apokalyptische Projekt eine Realität wäre: welches Mittel einer Notwehr sollte den von kultureller und ethnischer Auslöschung Bedrohten dann verwehrt sein?

Das alles soll nur „Metapolitik“ sein, eine mythologische Erzählung zwecks Nachhilfe in „männlich-thymotischer“ Körperspannung, die den effeminierten deutschen Burschen im Unterschied zu den türkischen und arabischen Jungs leider größtenteils abgehe (S. 193), kurzum: ein rein defensives Projekt? „Klar ist, dass unsere Zeit einer Aufladung bedarf“, sagt

Kubitschek immerhin, einer neuen Dynamik, wie 1933 und 1968 sie einstmals auf jeweilige, faszinierende Art geliefert haben (S. 238), und dass bei einer solchen geistig-moralischen Er-tüchtigung, die die Parameter des Politischen von den Rändern her verschiebt, „von vorn her geführt werden“ muss, wie er als Ex-Offizier weiß. (S. 151) Seine Versicherung, er wisse schon, dass es „ein Gewaltakt“ à la Lenin oder Hitler wäre, wenn man seine Überzeugung eins zu eins in Politik umsetzen wollte, dass es um des Friedens und der Zukunftsfähigkeit unseres Landes willen notwendig sei, „von den vielleicht zehn Millionen echten Ausländern, die wirklich fremd und nicht integriert sind, zwei Drittel nach Hause (zu) schicken“, klingt dann doch ziemlich zweideutig. (S. 265)

Draußen auf dem Platz bei Pegida im Tröpfchennebel eines diffusen Welthasses klingt das schon sehr viel eindeutiger. Und man fragt sich, ob Wagner eigentlich die Richtigen interviewt hat – durchweg Leute, die sich statt in den Niederungen der eigentlichen Massenpolitik lieber im Nebel einer narzisstischen „Metapolitik“ bewegen, in dem sich alles um ihre irgendwie zu fassende und zu rettende „Identität“ dreht, fast wie in einem karikaturhaften Ve-xierbild der linken „identity politics“, die sie so lebhaft denunzieren. Darüber lässt sich endlos rasonnieren.

Aber was sagt man zur „Enthemmung der Sprache“, die niemand so fanatisch betreibt wie die, die den Verfall bürgerlicher Werte nach 1968 beklagen, etwa zur „Merkel-Nutte, die jeden drüberlässt“, wie der Vorsitzende des Rechtsausschusses im Deutschen Bundestag einer johlenden Menge in Sachsen-Anhalt verkündet hat. Was über die klammheimlichen SS-Fantasien der sächsischen AfD-Jungtürken in ihren Chat-Groups? Und was, wenn „Es“ aus Frau Weidels schönem Munde wie Erbrochenes herausquillt, während sie doch eigentlich über den Staatshaushalt oder andere substantielle Dinge sprechen sollte? Da kommt die Sache immer von Neuem auf ihren Begriff, und nichts spricht dafür, dass es sich lediglich um „gezielte Provokationen“ handele, um zu Diskussionen anzuregen. Sondern hier endet jede Diskussion, bevor sie begonnen hat.

Eine rechte, soll heißen: konservative, fortschrittsskeptische, illiberale Intellektualität und Geistigkeit hat es immer gegeben, und das ist gut so. Demokratie braucht Widerspruch, gern auch „Diskursstörung“ (um Böckelmanns „Tumult“ zu zitieren), und Kunst und Literatur brauchen das ebenso. Aber ein Reden um des Redens willen gibt es schon genug, und im selben Infotainment der „Staatsmedien“, das die Rechte beklagt, setzt sie selbst längst schon in einem grotesken Missverhältnis die Themen, als da wären: Flüchtlinge, Flüchtlinge, Flüchtlinge. Was fehlt, wäre eine ernsthafte, den eigenen Gesinnungs narzissmus zügelnde, der Größe und Vielfalt der Problemlagen verpflichtete, in aller Polemik unbeirrt sachliche Auseinandersetzung, die am diskursiven Gegner die Güte ihrer Argumente schärft und erprobt. Das wäre eine genuine Aufgabe für die Theater mit „ihrer alten Expertise für Spannungsaufbau“, wie Simon Strauß richtig sagt (S. 268). Aber andere, profanere Bühnen bräuchte es wohl auch.